

Do or die

Als Father Thomas Kocherry erkannte, dass die Fischeschwärme in den Gewässern Indiens immer kleiner werden, begann er den Fischern nicht mehr von Gott zu predigen, sondern vom Widerstand. Zehn Millionen, so hofft er, werden ihm nun auf die Strasse folgen.

Text: Christian Schmidt

Thomas Kocherry hält sich am Mikrophon fest, schleppend kommt seine Stimme durch die Lautsprecher. Sein Gesicht, so rund wie der Mond, der die arabische See bald in flirrendes Silber tauchen wird, wirkt nur noch müde. Er quält sich durch seine Rede, und doch lässt sich sein Publikum nichts entgehen. Seine Zuhörer sind die Fischer von Kollam im südlichen Kerala – bärtige Männer in verblichenen Hemden, die Haut fast schwarz gebrannt, Salzwasser hat ihre Haare festgebacken. Nach der Arbeit sind sie mit ihren abgetretenen Plastiksandalen vom Strand hochgekommen, diesem schnurgeraden Sandband, das sich am Horizont in einem weisslichen Schleier von Gischt verliert. Nun sitzen sie unter einem Wellblechdach, getragen von majestätischen Säulen, die vielleicht noch aus Zeiten der Portugiesen stammen, oder dann aus britischer Aera, jedenfalls von diesen elenden Kolonialisten gebaut wurden. Zweihundert vielleicht sitzen nun hier unter den Deckenventilatoren, nicht nur, um Thomas Kocherry zu hören. Sie sind gekommen, um ihm zu folgen, wohin auch immer.

Denn das Leben kann nur besser werden.

Dann wird Kocherrys Stimme plötzlich kräftig. Es ist, als hätte er sich von seinen eigenen Worten beeindrucken lassen: Unglaublich, dass im Nordatlantik heute nur noch ein Drittel der früheren Menge gefischt wird – mit doppelt soviel Booten. Unverständlich, weshalb die westlichen Länder mehr Geld in ihre Schiffe investieren als diese nach Hause bringen! Wohin führt das? Was geschieht mit dieser Welt? Kocherry wird laut und brüllt den Ärger aus dem Leib. Er fuchtelte mit den Blättern des Manuskripts und zerknüllt sie ohne es zu merken. Der Bauch unter dem dünnen Hemd gerät in Wallung, nun glüht das Mondgesicht.

Und das Crescendo ist noch nicht zu Ende. "Mud!", schreit Kocherry jetzt. "Dreck!" Das haben die Europäer nach Indien gebracht, damals vor 500 Jahren, als sie ums Kap der guten Hoffnung nach Indien segelten. Dreck im wahrsten Sinne, als Ballast, damit die leeren Schiffe besser im Wasser lagen. Und die wunderbarste Seide, den feinsten Tee, die aufregendsten Gewürze haben sie dafür mitgenommen. Hatte Europa nicht mehr zu bieten? „Nein – was für eine bedauernswerte Kultur!“ Aber immerhin, dieser Dreck war noch das Beste, was je aus dem Abendland gekommen ist. „Er hat uns nicht geschadet!“ Ganz im Gegensatz zu dem, was sie uns heute bringen. Kocherry reisst die Augen auf „Was haben wir jetzt am Hals, 500 Jahre später?“ Die Frage ist ein einziger Schrei. Kocherry lässt sie im Raum stehen, er wartet, die Spannung geniessend. Erst, als die Fischer nervös auf ihren Stühlen zu rutschen beginnen, lässt er sich die Antwort entlocken. Gleich einem Falken stürzt er sich auf die Beute: "Die Globalisierung!" Dieses

unsägliche Ding. „Der freie Fluss von Kapital, der Profit weniger auf Kosten vieler! Das bringen sie uns heute!“ Kocherry zerfetzt die Beute, er hackt auf ihr herum, mehr als nur wütend. Er hämmert in den Kopf des Publikums, was sich hier ereignet. – Und wer sind diese vielen, die darunter leiden? „Wir!“ Und wer sind die wenigen, die sich daran bereichern: „Die anderen!“ Und was ist die Folge dieser Globalisierung? „Schaut euch doch selbst an!“

Dann ist der Exorzismus zu Ende. Kocherry lässt das Mikrofon los und fällt in den nächsten Stuhl. Hastig trinkt er etwas Tee, süß und mit viel Milch, und dann zieht wieder diese Müdigkeit in sein Gesicht, die Lider werden schwer. Fast täglich hält Kocherry zur Zeit seinen Vortrag, es ist immer die gleiche Botschaft, und er weiss, dass noch unzählige weitere Auftritte folgen werden. Kocherry bereitet eine Protestaktion vor. Er wird wie ein Wanderprediger von Stadt zu Stadt fahren, denn die Fischer Indiens müssen wieder auf die Strasse. Es ist wieder Zeit: die Zeit des Widerstands. Wie 1989, als er viertausend Kilometer entlang der Küste des Subkontinents unterwegs war, bis hinunter nach Kanyakumari zur südlichsten Spitze des Landes. 25'000 Menschen gingen damals hinter seinem Jeep her. Sie sangen und tanzten. Bis die Polizei kam und zwei Dutzend verletzt liegen blieben, mit Kugeln im Körper.

Was Kocherry aber jetzt plant, wird noch grösser. Es wird die grösste Aktion von Fischern, welche das Land je gesehen hat. Und wahrscheinlich auch seine letzte. Kocherry, 62, mag nicht mehr. Er hat genug davon, Demonstrationen anzuführen, verhaftet zu werden, im Gefängnis zu landen, Tränengas zu atmen, zu hungern.

Eine schmale Pritsche, ein Kasten, davor ein stets gepackter Koffer und ein zweites paar Sandalen – das ist Thomas Kocherrys Besitz, mönchisch, spartanisch. Er hat seine Habseligkeiten am Sitz des World Forum of Fisherpeoples, einer Organisation von 18 Nationen, welche sich um die traditionell arbeitenden Fischer kümmert. Das bescheidenen Gebäude liegt nahe der keralesischen Hauptstadt Trivandrum unmittelbar hinter der Küste. Kocherry koordiniert das Forum, und weil er beständig damit in Kontakt sein will, lebt er auch hier. Aber nur, wenn er nicht reist. An drei, vielleicht vier Tagen im Monat hält er sich in den dicht mit Plakaten behängten Räumen auf. Sie schreien so laut wie Kocherry während seiner Vorträge: „Die Globalisierung zerstört unser Leben.“ – „Handle oder stirb“ - „Food not Bombs.“ In einem der Räume summen Computer, zusammengewürfelt aus den verschiedensten Stadien der technologischen Entwicklung. Auf einem der Bildschirme blinkt der Cursor in einer angefangenen Email, auf einem anderen leuchtet ein Zitat von Jean Anouilh: „Things are beautiful, if you love them.“ Hier führt Kocherry seine Fäden zusammen, und hier versucht er auch zur Ruhe zu kommen. Am Morgen setzt er sich zusammen mit seinen Helfern in einen Kreis und liest aus der Bibel. Er meditiert und betet mit ihnen. Und dieses halbe Dutzend Menschen, geführt von einem ehemaligen Priester, der froh ist, wenn man ihm das Busbillet im Wert von 51 Rupien bezahlt, der aber den Stolz hat, einen von der amerikanischen Firma Sun-Oil gesponserten Preis in der Höhe von 150'000 Dollar auszuschlagen, weil das Geld aus der falschen Ecke kommt, nimmt es auf mit der gewaltigen, milliardenschweren Maschinerie der Fischvernichter.

Im Anfang ist eine Anekdote. Als der kleine Thomas eines Tages von seiner Mutter eine Münze erhält, um sich Schleckstengel zu kaufen, schenkt er das Geld einem Bettler. Noch heute lässt die Erinnerung an dieses Opfer Kocherry gleichsam stolz wie berührt lächeln. Und die gute Tat ändert sein Leben. Nach der

Schule tritt Kocherry dem Orden der Redemptoristen bei. „Christus ist der Erlöser“, der Redemptor, so lautet nun sein Credo, und er will davon jenen Menschen predigen, zu denen sonst niemand geht: den Armen unter den Armen, den Fischern.

Father Kocherry ist zweiunddreissig, als er nach Pothura kommt, ein Dorf auf einer Landzunge im Süden Keralas zwischen dem funkelnden Hellblau der arabischen See und dem Dunkelblau der Backwaters. Der Streifen Land ist von so paradiesischer Schönheit, dass der Staat bis heute jeden Tourismus verbietet. Kocherry lehrt den Menschen, was in den heiligen Schriften geschrieben steht. Er erzählt ihnen, wie die unglücklichen Fischer am See Genezareth auf Geheiss Jesu ihre Netze noch einmal auswerfen, und siehe da, plötzlich sind sie zum Bersten voll. Er spricht zu ihnen von Hoffnung und Glaube. Er lebt mit ihnen, die Tag für Tag hinauspaddeln mit Booten, welche sie aus ölgeschwärzten Planken kunstvoll zusammenbinden, mit Schnüren aus Kokosfasern, ohne einen einzigen Nagel. Fünf Kilometer, manchmal auch zwanzig, fahren sie hinaus. Sie achten auf die Farbe des Wassers, auf die springenden Delphine und auf den Flug der Krähen, um die Fische aufzufinden. Kocherry steht am Strand, wenn sie zurückkommen, und er stimmt in den kehligen Ruf ein, wenn sie die Boote an Land ziehen. Aber er beginnt auch zu begreifen, dass sich nicht alle Probleme mit der Bibel lösen lassen. Er lässt sich erzählen, dass zu Zeiten der Väter dieser Fischer der indische Ozean noch so voll, dass man beinahe nur die Hand hineinhalten konnte, um in einen Schwarm zu greifen. Man nahm nur, was die Menschen im Dorf brauchten und was die Händler aus der Stadt kauften. Die Menschen nannten das Meer ihre Mutter, *Kadamma*, und sie liessen diese Mutter während der Zeit des Monsuns ruhen, damit sie sich erholen konnte. „Wie eine Frau, die menstruiert“. Glücklicherweise waren die Fischer nicht in ihrer Armut, denn sie wurden von den Händlern ausgenutzt und betrogen, aber sie konnten überleben.

Doch nun ändern sich die Dinge. Kocherry wird Zeuge der ersten Anzeichen von Überfischung. Was anfänglich eine vorübergehende Laune der Natur scheint, wird zum Dauerzustand. Kocherry sieht, wie die Fischer jeden Tag ihre Boote durch die Brandung schieben und aufspringen, gerade bevor die nächste Welle den Bug in den Himmel schleudern kann, doch es ist, als würden sie wie Grubenarbeiter ihre längst aufgegebene Zeche besuchen. Sie kommen zurück, und in ihren Netzen ist immer weniger. 1954 hatte Indien begonnen, seine Gewässer ausländischen Unternehmen zu öffnen. Trawler mit Schleppnetzen tauchten nun vor der Küste auf. Die neue Technologie verändert das Meer, sie verändert das Leben der Menschen, und sie stellt sich über jene jahrhundertealten Traditionen, welche im Einklang mit Mensch und Natur gestanden hatten.

Die Regierung Keralas provoziert Kocherrys Wandlung vom Prediger zum Agitator im Jahre 1975, als sie in seiner Gegend die Boote der traditionell arbeitenden Fischer konfisziert, weil sie die Wucherzinsen für die Kredite nicht mehr bezahlen können, welche ihnen über dieselbe Regierung und ihre korrupten Mitglieder für den Kauf von Schiffsmotoren vermittelt worden waren. Kocherry droht mit einem Hungerstreik vor dem Regierungssitz – und bekommt dank der unerwarteten Aktion die Boote sofort frei. Die Spannung legt sich jedoch nicht. Drei Jahre später, am 27. Dezember 1978, setzt einer der verhassten Trawler seine Netze noch näher als üblich unter der Küste Keralas und löst dadurch einen gewalttätigen Zusammenstoß aus. Die aufgebrachteten Fischer versammeln sich und hindern die Flotte am Auslaufen. Als die Polizei mehrere

der Protestierenden zu Krüppeln schlägt und später einer der Fischer sogar ums Leben kommt, weil einer Trawler sein Boot überfährt, brennt die gesamte Küste Keralas.

Die Ereignisse erleuchten Thomas Kocherry. Er beginnt die Zusammenhänge zu verstehen, erklärt „den Import von Technologie als Import von Krise“, und er erkennt, was er tun kann. Er kann zwar nicht auf die Macht des Geldes zurückgreifen, aber dafür auf die Macht der Menschen: Indien hat insgesamt zehn Millionen Fischer, und damit steht ihm ein einzigartiges Druckmittel zur Verfügung. Seine erste Tat ist die Gründung einer lokalen Gewerkschaft, sie wird schnell grösser, umfasst dann ganz Kerala, findet wenig später überall Nachahmer und erhält schliesslich einen landesweiten Überbau. Kocherry präsidiert in der Folge die nationale Gewerkschaft während 14 Jahren. Heute ist er ihr Sekretär. Zusammen mit den 18 Nationen des World Forum of Fisherpeoples verfügt kaum jemand auf diesem Globus über ein stärkeres politisches Druckmittel zum Schutze der traditionell arbeitenden Fischerei als Father Kocherry.

Je mehr Kocherry unter Druck kommt, desto besser wird er. Seinen bislang grössten Triumph als öffentlicher Unruhestifter erlebt er Mitte der neunziger Jahre, nachdem Indien begonnen hat, im grossen Rahmen Joint Ventures mit Firmen aus EU-Ländern und Asien einzugehen. Nun tauchen jene schwimmenden Fabriken in den Gewässern des Subkontinents auf, welche auch ausserhalb der Küstengewässer alles bis und mit dem Meeresgrund zerstören. Das Einkommen der einheimischen Fischer sinkt weiter – zwischen 1990 und 2000 um sechzig Prozent. Die Politik schaut zu. Indien besitzt zwar mit 51 Prozent der Aktien eine Mehrheit an den Unternehmen, doch das investierte Kapital stammt fast ausschliesslich aus dem Ausland, weshalb die ausländischen Partner die Konditionen diktieren. „Im Namen der Entwicklung“, sagt Kocherry, „wird alles gemacht.“ Amen.

Kocherry reagiert. Am 4. Februar 1994 rufen er und seine Mitstreiter den ersten „All India Fisheries Strike“ aus, im November doppelte sie nach. Eine Million, vielleicht auch mehr, folgen dem Ruf. Die Fischer blockieren die grossen Häfen, sie setzen sich auf Strassen und auf Eisenbahnschienen, sie legen die Flughäfen lahm, protestierend ziehen sie durch die Städte, alle gekleidet in blau wie das Meer. Die Regierung in New Delhi sieht sich zu einer Reaktion gezwungen und ernennt eine Kommission, welche die Beschwerden untersuchen soll. Kocherry erkennt, dass sich hier die erste wirkliche Chance ergibt, um die sich anbahnende Katastrophe vielleicht noch aufzuhalten; denn im Gegensatz zu den anderen Meeren sind die indischen Gewässer immer noch vergleichsweise fischreich.

Was Kocherry darauf folgen lässt, können sich die NGOs weltweit als Lehrstück notieren.

Als der Fischerpfarrer erfährt, dass die Kommission ohne ihn tagen soll, setzt er einmal mehr zu einem Hungerstreik an, was ihm ein solches Echo in den Medien bringt, dass die Kommission mit für Indien ungewohnter Schnelligkeit um 16 Parlamentsmitglieder und sechs Fischereisachverständige ergänzt wird – unter ihnen: Kocherry. Die Kommission nimmt ihre Tätigkeit auf und diskutiert während Monaten. Kocherry fühlt sich „einem Feuerwerk ausgesetzt“, so heftig sind die Diskussionen, doch dann einigen sich die Mitglieder auf 21 Empfehlungen zuhanden der Regierung. Dass dazu auch die einstimmig verabschiedete Forderung gehörte, sämtliche an ausländische Unternehmen vergebene Fischereilizenzen zu annullieren, kann Kocherry bis heute kaum glauben. Erstmals beginnt er Hoffnung zu schöpfen und glaubt an einen Erfolg seines nun zwanzig Jahre dauernden Widerstandes. Dass das indische Kabinett auf

die Empfehlungen zuerst mit Untätigkeit reagiert, beeindruckt Kocherry nicht. Er geht die Sache auf seine Art an, startet zuerst einen weiteren achttägigen Hungerstreik an Mahatma Gandhis Geburtsort, organisiert die Blockade einiger der grössten Häfen mit hunderten von kleinen Booten, ruft zu einem erneuten landesweiten Fischerstreik und beginnt, weil das alles offenbar noch nicht genügt, noch einmal einem Hungerstreik, diesmal in Mumbai und so effektiv, dass der zuständige Minister aus der Hauptstadt Delhi geflogen kommt. Erst dann hat das Kabinett genug. Am 27. September 1997 beschliesst es, die 21 Forderungen umzusetzen; Kocherry feiert.

Inzwischen sind fünf Jahre vergangen, und Kocherry hält wieder in ganz Indien flammende Rede vor den Fischern, um sie einmal mehr auf die Strasse zu bringen. Er tut es, weil er dazu gezwungen ist, weil sich die „indische Regierung noch immer so verhält, als hätten nur die Menschen im Westen ein Recht auf Überleben, nicht aber wir“. Nach dem politischen Umschwung von 1998, als die Kongresspartei durch die rechtsgerichtete Bharatiya Janata Partei abgelöst wird, gerät unter den Teppich, was die Kommission erstritten und das Kabinett versprochen hat. Kocherrys Hauptanliegen, die Löschung der Lizenzen für die schwimmenden Fabriken unter ausländischer Flagge, wird nur teilweise eingelöst. Die Regierung hat nur den Mut die Lizenzen jener Schiffe zu annullieren, die zur Zeit des Abkommens gerade nicht in indischen Gewässern auf Raubzug sind. 31 verbleiben, sie dürfen „lifelong“ weiterfischen. Auch der geforderte Bann für die Trawler während der Monsunzeit bleibt ein Kompromiss: Das Fangverbot beträgt nicht wie beschlossen drei Monate, sondern wird auf 45 Tage reduziert.

In Kollam erklärt der erschöpfte Fischerpfarrer unter dem Wellblechdach, was am 25. Juli beginnen wird: Es ist der grösste Fischerprotest, den das Land je gesehen hat. Gleichzeitig in 14 Städten werden sich die Menschen erheben. Das öffentliche Leben wird zum Erliegen kommen, nichts wird sich mehr bewegen. Die Menschen werden auf den Strassen sitzen, kochen, schlafen und skandieren. Der Aufstand soll solange dauern, bis die lange Liste seiner „Charter of Demands“ abgehakt ist. Das kann „unendlich“ dauern, Kocherry ist es egal. Kocherry selbst wird in der Hauptstadt Delhi sein und zu den Menschen sprechen. Er wird ihnen erklären, dass nicht nur jene 31 schwimmenden Fabriken weg müssen, die schon lange an den indischen Gewässern Raubbau betreiben, sondern auch diese 25 taiwanesischen, welche erst kürzlich Lizenzen erhalten haben. Die neue Regierung muss erkennen, welches kurzfristige Glück und welches langfristige Unglück sie mit der Globalisierung über das Land bringt. Wie kann sie hinnehmen, dass heute über neunzig Prozent der Fischer dieses Landes unter der Armutsgrenze leben? Kocherry ist es so ernst wie noch nie, und er ist auch bereit, sein Leben zu geben. „Ich sterbe lieber für einen Grund als im Bett zu verdorren“. Damit die Mutter endlich wieder zu Kräften kommen kann.

Wenn das alles vorbei ist, wird sich Kocherry zurückziehen – auch wenn er das nicht so offen sagt. Er mag nicht mehr. Er hat genug davon, nach Mauritius, Seattle, Doha, Norwegen und Brasilien zu fliegen, zu Demonstrationen, Konferenzen und zu Verleihungen von Preisen, die er doch nicht annimmt. Er will nicht mehr der grosse Rebell sein, er will auch nicht mehr berühmt sein. Er will zu seinen Ordensbrüdern nach Periyavillai, ein kleines Dorf an der Küste, wo ihn niemand erreicht und niemand ihn belästigt. Dort will er für die anderen Fathers da sein, die dort in einem luftigen Haus leben, in dem er sich bewegen kann wie er will: halbnackt, mit nichts bekleidet als einem Lungie; er will ein bescheidenes Leben führen. Und mit den

Fischen will er nur noch zu tun haben, wenn sie im Kochtopf liegen. Father Kocherry isst gerne und kocht gerne, Baby Pomfrets zum Beispiel, aus den Gewässern Keralas und nicht über die undurchsichtigen Kanäle der globalisierten Welt importiert, wie es das auf drei Seiten von Meeren umgebene Land immer häufiger tut. Am besten schmecken die kleinen Pomfrets so: Man mariniert sie mit Zitronensaft und Salz, füllt sie mit einer in Essig angerührten Mischung aus Koriander, Pfefferminz, Kreuzkümmel, Chilli, Knoblauch, Kurkuma und etwas Zimt, schliesst den Bauch mit einem Zahnstocher und grillt ihn auf dem Feuer.

publiziert in „mare“, 12/02 – 1/03

© Christian Schmidt